

Leseprobe aus:

Marc Brost, Heinrich Wefing

Geht alles gar nicht



MARC BROST
HEINRICH WEFING

GEHT ALLES GAR NICHT

WARUM WIR KINDER,
LIEBE UND KARRIERE NICHT
VEREINBAREN KÖNNEN

ROWOHLT

Für Insa und Konrad und Matteo

1. Auflage April 2015

Originalausgabe

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Satz Utopia PostScript

Gesamtherstellung CPI books GmbH,

Leck, Germany

ISBN 978 3 498 00415 6

Ich müsste wirklich mal wieder an den See fahr'n,
aber mach ich nicht.

Kill die Bar, hau mich raus,
aber schlafen kann ich nicht.

Immer zehntausend Dinge auf einmal und nichts
wird fertig.

Starkstrom an und nie aus,
Menschenmeer und ich menschenleer.

Und ich renn, ich renn, ich renn,
ich renn, ich renn.
Als hätten wir vier Leben,
doch wir haben nur eins.
Als könnten wir vier Leben leben,
als müssten wir überall sein.

Und ich renn und ich renn und ich renn,
dem einen hinterher,
als hätten wir vier Leben – vier.

(«Vier Leben», Bosse)

INHALT

	Vorweg	9
Kapitel 1	Väterglück	19

DIE GRÜNDE DER VEREINBARKEITSLÜGE

Kapitel 2	Tempo	33
Kapitel 3	Neuland	51
Kapitel 4	Kapitalismus	67
Kapitel 5	Erwartungen	83

DIE FOLGEN DER VEREINBARKEITSLÜGE

Kapitel 6	Hypertasking	101
Kapitel 7	Schweigen	119
Kapitel 8	Gebärstreik	137

VEREINBARKEITSLÜGNER

Kapitel 9	... in den Chefetagen	153
Kapitel 10	... in der Politik	173
Kapitel 11	... unter den Frauen	205

SCHLUSS

Kapitel 12 Statt einer Lösung 217

Dank 223

Literatur 224

VORWEG

Sind wir gerne Väter?

Ja, absolut, von ganzem Herzen.

Arbeiten wir gerne in unserem Beruf?

Ja, leidenschaftlich gerne.

Und, geht beides zusammen?

Die übliche Antwort lautet: Ja, klar. Manchmal hakt es ein bisschen, manchmal sind alle ein bisschen erschöpft – Vater, Mutter, Kinder. «Urlaubsreif» nennen wir das. Aber im Großen und Ganzen gibt es kein Problem. Wir sind ja prima organisiert, im Job und zu Hause, wir sind diszipliniert, wir wollen, dass alles klappt. Also klappt es auch, irgendwie.

Die Wahrheit ist: Es ist die Hölle.

Wir sind permanent müde, haben Ringe unter den Augen, schlafen schlecht. Wir sind ständig nervös, wie gehetztes Wild. Wenn wir morgens aufwachen, fällt uns sofort ein, was wir alles schaffen müssen. Wenn wir abends ins Bett fallen, wissen wir, dass wir wieder nur die Hälfte von dem erledigt haben, was eigentlich anlag.

Wir trinken unseren Kaffee im Gehen, wir essen im Stehen. Und wenn wir nach Hause kommen, nach einer Dienstreise, einem turbulenten Meeting, einer Brüllerei am Telefon, sind wir abgekämpft und angespannt. In unserem Kopf tobt noch der Tag, beschäftigen uns all die Dinge, die wir gesagt und getan haben. Dann braucht es

nur ein Wort, nur eine falsche Bemerkung – und es gibt Streit.

Es geht einfach nicht zusammen.

Wir haben nie genug Zeit für unsere Kinder.

Wir haben nie genug Zeit für unsere Partner.

Und wir haben nie genug Zeit für unseren Job.

Es gibt kein Modell, das funktioniert, nirgends. Für Mütter nicht und für Väter ebenso wenig. Davon handelt dieses Buch.

Klingt das frustriert? Womöglich. Aber wir sind gar nicht frustriert. Sondern verärgert.

Wir ärgern uns darüber, dass uns permanent suggeriert wird, alles ließe sich mit allem vereinbaren, es sei nur eine Frage der Organisation. Dieses Bild begegnet uns überall. Wir meinen damit nicht die Hochglanzillusion der Margarinewerbung. Wir reden nicht von den Aufnahmen perfekter Familien, einer schönen Frau mit kernigem Mann im Kaschmirpullover und hübschen Kindern, allesamt lachend, auf einem Sofa in einem lichtdurchfluteten Raum, wie an einem ewigen Sonntag. Wir wissen schon, dass uns da etwas vorgemacht wird.

Nein, wir ärgern uns über eine Politik, die hartnäckig behauptet, mit wenigen Monaten Elternzeit und ein paar Kita-Plätzen mehr lasse sich Deutschland in ein Familienparadies verwandeln. Und wir ärgern uns darüber, dass diese Politik vorwiegend von Menschen betrieben wird, die entweder selbst keine Kinder haben oder achtzig Stunden die Woche ackern, auf Adrenalin surfen und selbst nie genug Zeit für ihre Familie haben.

Wir ärgern uns über Wirtschaftslobbyisten, die uns weismachen wollen, flexiblere Arbeitszeiten seien das

Zaubermittel, um alle Probleme zu lösen – und dabei ganz andere Interessen verfolgen.

Und, klar, wir ärgern uns auch über uns selbst: darüber, dass wir den widerstreitenden Anforderungen nicht gerecht werden. Und darüber, dass wir deswegen fast ständig ein schlechtes Gewissen haben.

Und weil wir uns viel zu häufig ärgern, denken wir, dass irgendwann Schluss sein muss mit dieser Vereinbarkeitslüge. Irgendwann müssen wir anfangen zu reden. Manche mögen profitieren vom Schweigen und Herumdrucksen, für manche mag es bequemer sein, sich an den gesellschaftlichen Illusionen festzuklammern. Uns Vätern und Müttern ist damit nicht geholfen und auch nicht unseren Kindern.

Deshalb werden wir die Ursachen der permanenten Überlastung beschreiben und deren teils dramatische Folgen, für Männer wie Frauen und für die Gesellschaft insgesamt. Wir werden erklären, warum über die Vereinbarkeitslüge so hartnäckig geschwiegen wird. Wir werden das Versagen einer Familienpolitik analysieren, die Jahr für Jahr mehr als 200 Milliarden Euro für Programme ausgibt, die erkennbar nichts bewirken, und die Modelle und Positionen propagiert, die das Problem eher weiter verschärfen. Und wir skizzieren ein paar Ideen, wie wir mit der ständigen Überforderung besser umgehen können, als Väter und Mütter, als Paare und als Gesellschaft. Das Entscheidende dabei ist, davon sind wir überzeugt, überhaupt ins Gespräch zu kommen. Das ist das Ziel dieses Buches.

Seit wir uns mit dem Thema Familie und Beruf beschäftigen, vor allem, seit wir darüber in unserer Zeitung einen längeren Artikel geschrieben haben, begegnen uns

immer wieder drei Einwände. Sie werden vielleicht auch Ihnen durch den Kopf schießen.

Der erste Einwand lautet: Ihr Heulsusen! Tut euch doch bitte nicht so furchtbar leid. Ihr wisst ja gar nicht, wie gut ihr es habt, anderen ergeht es viel schlechter. Natürlich ist da etwas dran: Kinder zu haben war nie leicht. Früher starben jeden Tag Säuglinge, herrschte Hunger, verheerten Kriege das Land. Es gab existenzielle Sorgen und Nöte, neben denen sich unsere Probleme marginal ausnehmen. Und mal ehrlich: Wir sind relativ gut situierte Mittelschichtseltern. Wir brauchen keine zwei oder drei Jobs gleichzeitig, damit wir über die Runden kommen, so wie manch andere Eltern in diesem Land. Wir haben keine Überlebenssorgen. Aber Lebenssorgen sind es dennoch.

Häufig wird uns Vätern auch entgegengehalten, vor allem von Frauen: Guten Morgen, die Herren, auch schon in der Wirklichkeit aufgewacht? Begreift ihr endlich, womit wir Mütter uns seit Jahren herumschlagen? Sicher, Familie und Beruf, das war lange ein Frauenthema. Männer steigen erst seit kurzem darauf ein. Vielleicht hätten wir das schon früher tun sollen. Aber was folgt daraus? Sollen wir deshalb für alle Zeit schweigen?

Dieses Buch haben zwei Väter geschrieben, aber es ist kein Männerbuch. Natürlich kennen wir die männliche Perspektive besser als die weibliche, und womöglich sehen wir manches anders als Frauen. Vieles von dem jedoch, das wir beschreiben, ist einfach die Vätersicht auf Probleme, die Frauen genauso betreffen. Und wir wissen, dass vor allem alleinerziehende Mütter – und gerade solche, die mit wenig Geld auskommen müssen – es unendlich viel schwerer haben als wir. Wir kämen nie auf den Gedanken, das in Frage zu stellen.

Aber es bringt nichts, in einen Wettbewerb der Benachteiligten einzusteigen. Vielleicht ist das auch schon eine der wichtigsten Botschaften unseres Buches: Auch Männer können sich überfordert fühlen von Familie und Beruf. Auch Männer sind traurig, wenn sie ihre Kinder kaum sehen. Auch Männer nehmen wahr, dass da etwas gründlich schief läuft in vielen Familien. Bislang fehlte dieser Aspekt in der familienpolitischen Debatte. Jetzt wäre erstmals die Möglichkeit da, gemeinsam für Verbesserungen in den Familien zu kämpfen. Für Frauen und Männer. Und für die Kinder.

Der dritte Einwand schließlich: Okay, böse Sache, alles nicht so einfach, aber wenn es euch dermaßen belastet, dann ändert halt was. Trefft ein paar Entscheidungen! Das ist ein Rat, den wir Väter immer wieder hören, von unseren Vätern zum Beispiel. Das ist es auch, was wir uns selbst immer wieder vornehmen: nach den Wochenenden. Vor den Urlauben. Zu Beginn jedes Jahres. Und dann merken wir, dass es wieder nicht klappt und es uns unendlich schwerfällt, unser Leben zu ändern. Woran das liegen könnte, auch darum geht es in diesem Buch.

Noch eine letzte Bemerkung vorweg. Wenn über die Vereinbarkeit von Kindern und Job geredet wird, dann entsteht oft der Eindruck, das sei ein Problem der Ehrgeizigen, der Überambitionierten, der Väter und Mütter, die den Hals nicht voll genug bekommen könnten. Aber das stimmt nicht. Es trifft genauso die vielen Supermarktangestellten, die Busfahrer und Krankenschwestern. Und die können – im Unterschied zu Büroangestellten – nicht einfach mal von zu Hause arbeiten. Sie können sich, anders als die obere Mittelschicht, meist auch keine Hilfe dazukaufen. Die Arbeit frisst sie alle auf.

Das belegen auch die Interviews mit zehn Männern (und einer Frau), die wir für dieses Buch geführt haben. Es sind Gespräche über den Alltag von Vätern in Deutschland, lauter Nahaufnahmen, die zeigen, was das Leben in der Überlastung so schwermacht – und welches Glück Kinder dennoch sind. Einige der Väter haben uns darum gebeten, anonym bleiben zu können, weil sie sehr offen über intime Erfahrungen gesprochen haben. Inhaltlich aber sind alle Gespräche authentisch, wenn auch mitunter stark gekürzt.

Liest man sie alle, versteht man rasch, dass das Problem der Vereinbarkeit nicht nur eines von Staranwälten, Klinikchefs oder Berufspolitikern ist. Und deshalb handelt dieses Buch auch nicht von denen ganz oben, sondern von ganz normalen Leuten, die über die Runden kommen wollen und sich dabei permanent selbst ausbeuten. Dieses Buch handelt, um eine Formulierung der Kolumnistin Sibylle Berg zu benutzen, von gehetzten Menschen in der Lebensmitte, die bei jeder Zusatzbelastung, jedem unvorhergesehenen Ereignis, von der Steuernachzahlung bis zum Einsturz des Daches, einfach nur auf den Boden fallen und schreien möchten.

Diese gehetzten Menschen, das sind wir.

Willkommen in unserer Welt.

Stefano (43):

«Ich bin unpünktlich, abgehetzt, immer müde»

Wie viel hast du heute Nacht geschlafen?

Ungefähr vier Stunden.

Was arbeitest du?

Ich bin Kellner in einem italienischen Restaurant in Berlin.

Ist das dein Traumberuf?

Eigentlich schon. Als ich 17 war, habe ich in Florenz in einer Bar gearbeitet, das war toll, ich hatte mit Gästen aus allen möglichen Ländern zu tun. Das ist im Restaurant in Berlin jetzt genauso.

Wie muss ich mir deinen Arbeitstag vorstellen?

Ich arbeite entweder von 12 bis 18 Uhr oder von 18 Uhr bis zum Schluss, das ist um ein Uhr morgens, manchmal auch erst um zwei. Wenn ich nach Hause komme, bin ich noch so aufgedreht, dass ich auch nicht gleich einschlafen kann. Dann wird es auch schon mal drei Uhr. Ich arbeite fünf oder sechs Tage die Woche. Und ich versuche eigentlich immer, die Spätschicht zu bekommen, damit ich mich tagsüber um die Kinder kümmern kann.

Wie alt sind deine Kinder?

Sieben und drei. Es sind zwei Mädchen.

Arbeitet deine Frau?

Ja. Sie war fast sieben Jahre zu Hause und hat sich um alles gekümmert. Wenn ich spät nach Hause kam, hat sie morgens die Kinder versorgt, in die Kita gebracht

und wieder abgeholt. Das geht jetzt nicht mehr. Sie arbeitet in einem Hotel, das geht von 6.30 Uhr bis 15.30 Uhr, manchmal auch von 9 Uhr bis 17.30 Uhr. Sie arbeitet fast immer am Wochenende, manchmal auch beide Tage.

Und wenn sie morgens um halb sieben anfängt, nachdem du nachts lange gearbeitet hast?

Dann stehe ich auf, bringe die Kinder in die Schule und in den Kindergarten. Gehe einkaufen. Putze die Wohnung. Kümmere mich um alles. Hole die Kinder wieder ab. Und gehe dann arbeiten. Aber das ist nicht die Regel.

Was ist die Regel?

Knapp wird es, wenn sie bis um 17.30 Uhr arbeiten muss und ich um 18 Uhr anfangen soll. Dann bringe ich die Kinder zu ihr ins Hotel, hetze mit dem Auto durch die Stadt und komme trotzdem zehn Minuten zu spät zur Arbeit. Anfangen heißt bei uns: Ausgeruht und umgezogen im Restaurant zu stehen. Aber das schaffe ich nicht. Ich bin unpünktlich, abgehetzt, immer müde. Meine Kollegen sagen nichts. Aber das ist natürlich nicht gut.

Als deine Frau wieder angefangen hat zu arbeiten, muss euch doch klar gewesen sein, dass es schwierig würde.

Natürlich haben wir vorher darüber geredet. Wir haben keine Eltern, die uns helfen könnten. Und eine Nanny können wir uns nicht leisten. Aber für meine Frau war es wichtig, wieder arbeiten zu gehen, wieder Geld zu verdienen, wieder ein eigenes Konto zu haben. Und ganz ehrlich: Wir brauchen dieses Geld auch.

Woran sparst du?

An mir selbst. Ich bin früher viel Fahrrad gefahren. Ich

bin auch gern schwimmen gegangen. Aber das mache ich nicht mehr. Mein Rennrad verrottet im Keller, und schwimmen war ich schon lange nicht mehr. Ich bin sehr oft einfach nur müde, habe viel weniger Energie als früher. Ich hebe mir meine Energie für die Kinder auf.

Was macht das mit deiner Ehe?

Wir reden viel über die Kinder, aber wenig über uns. Manchmal sind «Hallo» und «Tschüs» sogar die einzigen Worte, die wir miteinander wechseln, weil wir zu mehr gar nicht die Zeit haben. Es kommt vor, dass wir ein, zwei Tage fast gar keinen Kontakt haben, obwohl wir im selben Bett schlafen, nur zu unterschiedlichen Zeiten.

Was würde euch helfen?

Auf jeden Fall jemand, der uns unterstützt und den wir auch bezahlen könnten. Ich kann ja schlecht von zu Hause arbeiten, wenn eines der Kinder mal krank ist.

Und deine Kollegen, die keine Kinder haben?

Sind immer entspannt. Die haben mehr Zeit für sich selbst. Ich glaube nicht, dass sie glücklicher sind. Aber entspannter sind sie auf jeden Fall.

KAPITEL 1

VÄTERGLÜCK

Sonntagmorgen, ein Bolzplatz irgendwo in Deutschland. Wie jedes Wochenende kickst du mit anderen Vätern gegen die Jungs. Dein Sohn hat sich seit Tagen auf dieses Spiel gefreut und du dich auch. Du hast dich um halb acht hochgequält, obwohl du gern ausgeschlafen hättest, wenigstens einmal diese Woche. Du hast den Kaffee heruntergestürzt, hast deine Sportsachen aus dem Wäschekorb gefischt, Wasserflaschen gefüllt und fluchend seine kleinen Schienbeinschoner gesucht.

Jetzt steht ihr beide auf dem Platz, der Rasen ist noch feucht, die Sonne kommt langsam durch. Dein Sohn rennt, er kämpft, er strahlt, seine Wangen sind feuerrot. Du spielst auch mit, irgendwie. Aber in Wahrheit ist es nur eine Hülle, die da spielt. Denn mit deinen Gedanken bist du ganz woanders. Bei der Mail deines Vorgesetzten, die kurz vor Spielbeginn angekommen ist. Beim nächsten Meeting, am Montagmorgen. Bei deiner Arbeit, die du dir mit ins Wochenende genommen hast, wie so oft in der letzten Zeit.

Und dann kommst du nach Hause und fragst dich, warum es schon wieder nicht möglich war, sich so richtig einzulassen auf das Spiel. Warum du wieder nicht abschalten konntest. Und dabei hörst du gar nicht, wie dein Sohn von dir wissen will, ob du eigentlich das Tor gesehen hast, das er vorhin geschossen hat. Erst als er an deinem Ärmel zerrt und noch mal fragt, horchst du auf.

Jeder Gedanke an die Arbeit, jeder unaufmerksame Moment ist ein kleiner Verrat. Wieder eine Minute, die du für den Job opferst, obwohl du doch fest versprochen hattest, an diesem Wochenende wirklich nur für die Familie da zu sein. Wieder diese Zerrissenheit.

Was läuft da bloß schief? Jeder, der Kinder hat, kennt das Dilemma. Berufstätige Mütter vor allem, aber zusehends häufiger eben auch Väter. Je mehr Zeit Männer mit ihren Kindern verbringen, desto stärker erleben sie, was für Frauen mit Jobs schon lange der wichtigste Stressfaktor ist: dass der Tag immer zu wenig Stunden hat. Dass man immerzu drei, vier Dinge gleichzeitig jonglieren muss. Dass der Beruf der Familie in die Quere kommt und, ja, immer öfter auch die Familie dem Beruf.

Ständig haben wir das Gefühl, alles nur hinzuschließen, nichts wirklich richtig zu machen, nie ganz bei der Sache zu sein. Nicht im Büro, nicht in unserer Beziehung und auch nicht, wenn wir Zeit mit unseren Kindern verbringen.

Geht alles gar nicht.

Diese Erfahrung werden künftig immer mehr Männer machen. Denn immer mehr Männer helfen zu Hause mit – viele längst ziemlich selbstverständlich –, beim Einkaufen, beim Kochen, beim Wickeln, bei der Wäsche. Sie gehen mit ihren Kindern auf den Spielplatz, zum Sport und zum Arzt. Sie quälen sich durch die Elternabende, genau wie die Mütter und sitzen dabei, wenn ihre Kinder die Schulaufgaben machen. Noch ist das alles nicht gleich verteilt, keine Frage. Frauen erledigen mehr im Haushalt, deutlich mehr, aber die Schere schließt sich, der Trend ist eindeutig: Noch vor fünfzig

Jahren leisteten Väter im Schnitt vier Stunden pro Woche Hausarbeit. Heute sind es immerhin schon zehn Stunden pro Woche.

Was aber noch wichtiger ist, geradezu revolutionär: Noch nie, in keiner Generation vor uns, haben Väter so viel Zeit mit ihren Kindern verbracht wie wir. Die aktuellsten Zahlen dazu stammen aus den USA. Dort stand ein Vater im Jahr 2011 im Durchschnitt dreimal länger auf dem Spielplatz oder am Wickeltisch als noch 1965. In Deutschland sind Väter ihrem Nachwuchs mittlerweile ebenfalls so nahe, wie das noch eine Generation früher kaum vorstellbar war. Es ist keine große Übertreibung zu behaupten: Wir sind die Generation Vater.

Manchmal, wenn du im Keller die alten Fotoalben aus deiner eigenen Kindheit findest und darin herumblätterst, dann entdeckst du: einen Mann, viel jünger als du selbst heute, der unbeholfen einen Kinderwagen durch die Gegend schiebt. Einen Mann auf Skiern, den Sohn zwischen den Beinen, wie er ganz langsam die Piste hinunterfährt. Eine Fahrradtour. Ein Picknick auf einem Rastplatz neben der Autobahn. Der Mann, den du da siehst, das ist dein eigener Vater. Und natürlich würdest du gerne wissen, wie es ihm damals so ging. Ob er viel zu bewältigen hatte und wie er sein Leben als Vater und Ehemann empfand.

Aber du weißt auch: Du willst nicht so sein wie er. Du willst nicht bloß Geld nach Hause bringen und am Wochenende den Patriarchen geben – eine völlig absurde Vorstellung. Du willst mit deinen Kindern spielen, mit ihnen kochen und lernen, willst ihnen zuhören, wenn sie etwas auf dem Herzen haben, und willst sie trösten, wenn es sein muss. Wann immer es sein muss. «Was ge-

hen mich die Kinder an, ich mach Karriere!» – das ist für uns keine denkbare Haltung mehr.

Als unsere Väter noch jung waren und wir klein, sollten Männer vor allem nützlich sein. Sie sollten den Großteil des Haushaltseinkommens verdienen; der Familie durch einen angesehenen und gutbezahlten Job sozialen Status verschaffen; die Ausbildung der Kinder finanzieren. Manchmal haben unsere Väter durchblicken lassen, wie stolz sie darauf waren, uns ein wirtschaftlich halbwegs sorgenfreies Leben ermöglicht zu haben.

«Abwesende Väter», nennt der dänische Familientherapeut Jesper Juul diesen Typ Männer. «Sie versuchten Vater zu sein, in dem sie in ihrem Heim die führende und bestimmende Funktion übernahmen, doch waren sie fast unsichtbar, emotional unerreichbar und so gut wie nie präsent.» Sie waren die einsamen Patriarchen an der Spitze des Familiengefüges.

Und wir, ihre Söhne, haben weitgehend ohne sie gelebt, als wir Kinder waren. Wenn wir unsere Hausaufgaben gemacht hatten, dann riefen unsere Mütter, geht raus, spielen, seid zum Abendessen wieder da. Und genau das haben wir gemacht. Wir sind um die Häuser gezogen und durch die Gärten. Haben Fußball gespielt, überall, wo es gerade ging, sind mit den Fahrrädern herumgefahren. Die Nachmittage waren eine endlose Zeit ohne Verpflichtungen. Und ohne Väter. Die tauchten irgendwann abends auf, mal früher, häufig später, und wollten von uns eigentlich nicht besonders viel wissen.

Das ist bei uns anders.

Denn bei aller Erschöpfung, allem Stress: Es ist wunderschön, Kinder zu haben. Sie sind das Beste, was uns je widerfahren ist. Sie bescheren uns all diese wunderbaren

Momente, wenn für ein paar Sekunden die Welt stehen zu bleiben scheint und alle Last von uns abfällt.

Etwa, wenn deine kleine Tochter auf dem Bürgersteig neben dir geht und sich ihre Hand auf einmal in deine schiebt.

Wenn ihr gemeinsam Kinderfotos anschaut und du feststellst, wie unfassbar groß sie schon geworden ist. Und sie sich gar nicht mehr in dem Baby wiedererkennt, das sie doch eben gerade noch war, eigentlich erst gestern.

Wenn dein Sohn einen Nassrasierer aus Legosteinen baut und sich morgens im Bad neben dich stellt, um sich gleichzeitig mit dir zu «rasieren».

Wenn du das erste Mal mit ihm im Stadion bist, bei einem Spiel deines Lieblingsvereins – und er dich hinterher in den Arm nimmt, weil diese elende Gurkentruppe schon wieder verloren hat.

Wenn ihr gemeinsam am Ufer eines Sees steht, die Hände in den Hosentaschen vergraben, kein Wort sagt, hinaus aufs Wasser blickt und den Wolken zuschaut.

Wenn er heimlich dein Aftershave benutzt. Und ringen und boxen will. Und wenn ihr jeden Abend noch eine Kissenschlacht macht. Das sind so Momente. Und unzählige mehr.

Kinder zu haben bedeutet eben nicht nur: Stress, Stress, Stress. Es bedeutet auch: Glück, Glück, Glück. Es gibt eigentlich keine anderen Menschen, mit denen wir so gerne zusammen sind – unsere Partnerinnen einmal ausgenommen. Wir genießen die Zeit mit unseren Kindern, selbst wenn sie gerade mal nerven. Wenn sie sich streiten. Wenn sie uns mit dem ganzen aufreizenden Desinteresse, der pubertären Herablassung anschauen, zu der nur

Vierzehnjährige in der Lage sind, und sagen: «Ach, Papa. Du bist peinlich.» Oder: «Eltern sind so ungeil.»

Auch unsere Väter haben uns geliebt, als wir klein waren, klar. Aber wir wollen dieser Liebe mehr Zeit und Raum geben, als unsere Väter das getan haben oder tun konnten. Warum wir uns stärker nach Nähe zu den eigenen Kindern sehnen, lässt sich gar nicht leicht sagen. Gewiss hat es mit der Auflösung der alten Rollenmodelle zu tun, mit der fortschreitenden Gleichberechtigung, vermutlich auch mit der generellen Abrüstung im Verhältnis der Generationen, die Familienforscher beobachten. Noch nie ging es zwischen den Altersgruppen, alles in allem, derart harmonisch und entspannt zu wie heute.

Einen anderen, tiefer weisenden Gedanken hat der Soziologe Heinz Bude formuliert. Er sieht im gewachsenen Bemühen der heutigen Väter um ihre Kinder einen Ausdruck von Angst, genauer: der Angst vor Einsamkeit in unserer zerfasernden Welt. Heute gibt es keine lebenslangen Arbeitsverhältnisse mehr, verschwinden große Firmen genauso rasch wie politische Grenzen. Institutionen zerbröseln, Beziehungen lösen sich, vierzig Prozent aller Ehen enden in der Scheidung. «Die einzig unkündbaren Beziehungen, die es heute noch gibt», schreibt Bude, «sind die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern.»

Man bleibt Eltern seiner Kinder, auch wenn diese längst das Elternhaus verlassen und eine eigene Familie gegründet haben, «und man bleibt zeitlebens Kind seiner Eltern, auch wenn diese altersschwach und geistesverwirrt geworden sind», schreibt Bude: «Das ‹Blut ist ein ganz besonderer Saft›, es bindet noch in der Trennung und überdauert den Tod.»

Aber warum auch immer wir so gern Zeit mit unseren Kindern verbringen – es ist nie genug. Immer sitzt uns noch der Job im Nacken. Immer haben wir noch tausend Sachen auf dem Zettel stehen. Und wann haben wir uns eigentlich das letzte Mal in Ruhe mit unserer Partnerin unterhalten?

Am Ende läuft alles auf eine einzige Frage hinaus. Eine Frage, die ständig in uns wühlt und bohrt und selbst am Wochenende hinter jeder Ecke lauert. Warum, verdammt noch mal, ist es so schwer, alles miteinander zu vereinbaren – das Vatersein, die Liebe und den Job?